

reduziert. Kein Zweifel, daß das in den zweisprachigen Filmtiteln am häufigsten vorkommende Wort sich in den kleinen Gehirnen zuerst festgesetzt hat.

Und dann: Der amerikanische Film hat das Unglaubliche vollbracht, er hat in das Land, das vom Küssen nichts wußte, den Kuß eingeführt. Diese Art Liebkosung gab es in Japans Vergangenheit ganz einfach nicht. Die Liebenden saßen schweigend nebeneinander, hielten sich bei der Hand oder blickten sich gegenseitig an, und die Geliebte „hielt mit dem faltigen Aermel den Tag von den Augen des Geliebten fern, damit er noch verweilte“. Man denke sich: So etwa vor 15 oder 20 Jahren wurde zum erstenmal in der Jahrtausende alten Geschichte Japans ein Kuß gewechselt, bot ein Mädchen zum erstenmal, seit die Götter zur Erde gestiegen, seinen Mund hin, damit der Geliebte darauf seine Lippen preßte! Hat sich nicht deswegen allein der ganze fünfzigjährige Spurt gelohnt!

Die andere Seite: Die japanische Frau lernte vom Weißen — wieder durch den Film —, daß es Spaß macht, den Gatten zu hintergehen, daß es löblich und romantisch sei, mit einem fremden Mann durchzugehen, daß eine „accomplished lady“ gegebenenfalls mit dem Revolver hantieren darf. Die Zeitungen drüben sind voller Skandalgeschichten; ein amerikanisches „Boulevardblatt“ könnte auf der ersten Seite nicht schlimmer aussehen! Frauen aus vornehmem Hause laufen mit Amerikanern davon, schießen ihren Gatten über den Haufen, zerschmettern eine Sektflasche auf dem Kopf der Rivalin, kurz: sie leben sich aus! Und gleich daneben lebt noch die Mutter, die ihren Töchtern, als sie heirateten, Dolche als Mitgift gab: „Wenn die Ehe euch unerträglich scheint, sterbt durch den Dolch, denn es ist nicht der Frauen Teil, zu klagen!“

Merkwürdige Gegensätze: Es mögen etwa 10 Jahre her sein, da war ich zu Besuch bei einem Großkaufmann in Kyuschu, der südlichsten Insel, auf der noch stark patriarchalische Sitten herrschen. Mein Gastgeber, allerdings ein

etwas burschikoser Herr, bot mir, wie das so üblich ist, vor dem Abendessen ein Bad an, er führte mich selbst zum Baderaum und, indem er die Schiebetür öffnete, meinte er lachend: „Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß meine Frau und meine Tochter gerade baden.“ — Nun, ich durfte, wenn ich ihn nicht verletzen wollte, dieses Bad zu dritt nicht ablehnen, und wir richteten uns in der geräumigen Badestube ganz gut ein, die beiden unbekleideten elfenbeinfarbenen Frauen und ich. Aber als wir alle drei bis an den Hals eng in der Holzbadewanne beieinander hockten, kam es mir doch einigermaßen eigentümlich vor. Die Dame war eine Angehörige besserer Stände und nicht wie die Masse des Volks gewöhnt gewesen, „gemischt“ zu baden. Sie und ihre reizende 14jährige Tochter wahrten aber die Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, soweit es die Umstände zuließen. Den Tag darauf waren wir in Hakozaki an der See, die Herren entledigten sich rasch ihrer Kleider und schwammen unbekleidet. Die Damen waren nicht zu bewegen, ins Wasser zu gehen. Sie, die nichts dabei fanden, mit einem Fremden die Badewanne zu teilen, legten erst am Abend an einer geschützten Stelle des Strandes die Kleider ab, tauchten einmal nur rasch ins Wasser und waren den Augenblick darauf schon wieder bekleidet.

Heute ist es gerade umgekehrt: Nur in einigen altmodischen Heilbädern sieht man noch die Geschlechter miteinander baden, das Bad ist sonst eine geschlossene Privatangelegenheit; das Strandleben hingegen entwickelt sich ganz nach amerikanischem Vorbild, schamlos in seinen „beauty parades“ und „Venus contests“, prüde darin, daß nur „two-piece bathing suits“, zweiteilige Bade-Anzüge, zugelassen sind.

Kurz gesagt: Das moderne Leben Japans beherrschen zwei fremdländische Faktoren: der amerikanische Film und der englische Missionar — oder vielmehr das, was sie darstellen. Letzterer